



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 126.

Donnerstag, 31. Mai.

1928.

(32. Fortsetzung.)

Um Haarsbreite.

Roman von Guido Krenker.

(Nachdruck verboten.)

Doch der kleine Rennreiter dachte gar nicht daran. Selbst, als der Kommissar ihn ironisch und inquisitorisch interpellierte:

„Nun — auf diese schnelle Begegnung waren Sie wohl doch nicht vorbereitet?!?“
— gab er mit höflicher Geste zu:

„Diesmal haben Sie's haarscharf getroffen. Ich besitze nämlich die pathologische Eigentart, niemals auf die Begegnung mit Menschen vorbereitet zu sein, die ich noch nie vorher gesehen habe.“

„Also Sie leugnen, auch diese Dame zu kennen?“

„Selbst nach der Richtung hin ist mein Gewissen blütenrein.“

„Und Sie, Madame...“, wandte sich der Kommissar unvermittelt auf französisch an die Pariserin. „... Sie irren, wenn Sie sich noch länger zur Verschwiegenheit verpflichtet glauben. Geben Sie das zwecklos gewordene Spiel auf, mit dem Sie Ihre Situation bestimmt nicht verbessern. Dafür ist es zu spät, seitdem wir den Konsul d'Arzilla verhaftet haben.“

Ihre dunkel untermalten Augen wurden groß vor Schreck und Entsetzen.

„Oh, mon pauvre petit Juan! Prisonnier! Wo sein er?“

„Er steht ja vor Ihnen!“

„Dieser Herr hier? Der soll Monsieur d'Arzilla sein...?“ Ihre Nervenspannung löste sich in verkrampften Auflachen.

„Oh — ridicule! ridicule!“

„Lassen Sie doch diese Komödie!“

Beteuernd legte sie die von Ringen übersäte Rechte auf die Brust.

„Diesen Herrn hier ich haben noch nie gesehen. En effet! Jamais! — Diesen Herrn sein Monsieur d'Arzilla? Non, non — mon petit Juan, sein längst parti! Moi même — ich sein absolut unerschuldig. Je ne fais rien!“

Dabei blieb sie, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen.

Schließlich mußte die Konfrontierung als mißglückt und ergebnislos abgebrochen werden.

Madame wurde wieder nach Moabit abtransportiert, während der Rennreiter mit dem Kommissar in dessen Zimmer zurückkehrte.

Jetzt wurde der kleine Graf energisch.

„So, Herr Kommissar, nachdem dieser Teil des Programms erledigt ist, möchte ich Ihnen eine fatale Bloßstellung und mir ein eventuelles Gastspiel in der Stadtvogtei ersparen. Ich erkenne gern an, daß es Ihre Pflicht ist, all meinen persönlichen Angaben gegenüber prinzipielles Mißtrauen zu beobachten. Doch selbst mit aller kriminalistischen Routine könnten Sie aus einem preußischen Majoratsbesitzer keinen portugiesischen Schwerverbrecher machen. Darum fordere ich jetzt, daß Sie mich Leuten gegenüberstellen, die in der Lage sind, mich sofort und einwandfrei zu legitimieren.“

Dem Beamten war die ganze Affäre von Anfang an nicht recht geheuer vorgekommen. Und von Minute zu Minute verstärkte sich seine Vermutung, daß die

Hallenjer Kriminalpolizei ohne ihr Verschulden Opfer eines verhängnisvollen Bluffs geworden sei.

Dennoch erkundigte er sich steptisch:

„Sie wären imstande, derartige Zeugen zu beschaffen?“

„Aus dem Handgelenk mindestens drei Duzend glaubwürdigster Qualität. Vielleicht aber genügt es, wenn wir aus jedem Duzend einen Repräsentanten herausgreifen. Bitte, notieren Sie die Namen: Meinen letzten Regimentskommandeur, den jetzigen Generalleutnant a. D. v. Glühach, Hardenbergstraße 176; den Vizepräsidenten des Unionklubs, Geheimrat v. Weinsbach im Hotel Kaiserhof; und schließlich den Unterstaatssekretär Freiherrn v. Klehn am Reichsanzenplatz 49. Es ist zwar noch verdammt früh und allerhand Zurechtung. Doch besteht nicht der leiseste Zweifel, daß sich auf telephonischen Anruf und kurze andeutende Information Ihrerseits jeder der Herren sofort sich zur Verfügung stellen und hierher auf den Weg machen wird.“

Schweigend griff der Kommissar zum Telefonbuch.

Der Generalleutnant stellte sich als erster ein.

„Nanu, Tramin, — — — was machen Sie denn hier...?“ fragte er verblüfft, als er seinen ehemaligen Regimentsadjutanten „mitten in der Nacht“ an diesem absonderlichen Ort aufstöberte.

Der Rennreiter freute sich.

„Ich führe ein gefährliches Doppelleben, Excellenz. Der Polizeibehörde nämlich täte ich einen großen Gefallen, wenn ich zugäbe, daß ich ein portugiesischer Mörder namens Juan d'Arzilla sei. Solche riskante Verantwortung willt' ich aber allein nicht übernehmen. Für derartige vorkommende Fälle wendet man sich traditionell an seinen alten Regimentskommandeur. Deshalb hat ich Excellenz um die Güte, sich her zu bemühen und mir persönlich einen Rat zu erteilen.“

„Unglaublich“, meinte der hochgewachsene alte Herr kopfschüttelnd: „... was Sie sich immer für ausgefallene Sachen leisten!“

Er wandte sich an den Kriminalisten.

„Nein, Herr Kommissar. Der Graf Tramin war zwar mein langjähriger Adjutant und hat sich auch draußen im Felde neben dem selbstverständlichen E. K. 1 das Hohenzollernkreuz geholt. Aber daß ihm nun gerade die Rolle eines portugiesischen Mörders liegt, erscheint mir doch recht unwahrscheinlich.“

„Mir nachgerade auch, Excellenz!“ mußte der andere elegisch zugeben.

Indem tauchte der Unterstaatssekretär und kurz nach diesem der alte Geheimrat v. Weinsbach auf.

Und seltsamerweise war auch deren erste erstaunte Frage:

„Nanu, Tramin — was machen Sie denn hier?“

Der kleine Rennreiter wurde glänzend rehabilitiert und unbeschädigt der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben.

Daran anschließend hatte man eine sehr interessante Viertelstunde, in welcher der Kommissar eine zusammenfassende Schilderung des ganzen Mordfalles gab und

Axel Tramin seine Begegnung mit dem Portugiesen mit allen Einzelheiten erzählte.

Und gerade waren die vier Herren im Aufbruch begriffen, als das Telephon Sturm schallte.

Der Kommissar meldete sich, zuckte auf, stellte ein paar Kragen und schloß:

„Also mit dem nächsten D-Zuge unter sorgfältigster Bewachung Rücktransport nach Berlin.“

Dann legte er den Hörer zurück und lächelte:

„Das letzte Glied der Kette ist geschlossen, Herr Graf. Ihre Vermutung, daß der Konsul d'Arzilla beim Halten am Bahnwärterhäuschen Nr. 357 den Zug auf der Gegenseite verlassen habe, erweist sich als unrichtig. Er fuhr ruhig weiter. Hatte wohl Ihre Verhaftung beobachtet und fühlte sich nun vorerst sicher. Beim Verlassen des Zuges auf dem Bahnhofe in Frankfurt a. M. aber wurde er auf Grund des telegraphisch von hier aus gegebenen Signalements festgenommen. Die dortige Polizeidirektion benachrichtigt mich eben davon. Man fand beim ihm Ihre Papiere, doch auch seinen eigenen Paß, den er unvorsichtigerweise noch nicht vernichtet hatte. An der Identität ist kein Zweifel. Diesmal haben wir den Richtigen gefaßt! Also tragen Sie die Episode Ihrer irrthümlichen Verhaftung mit Humor. Fehlgriiffe lassen sich niemals ganz vermeiden. Wir sind schließlich alle nur Menschen.“

„Nur, daß Graf Tramin zu der leichtsinnigen Spezies zu gehören scheint!“, lachte der General. „Das sieht man ja daran, mit welchen Elementen er sich einläßt! Natürlich kommt alles von der blödsinnigen Rumjucherei auf den Rennplätzen. Mit Urlaubsüberschreitungen und heimlichem Zivildringen fing's vor zwanzig Jahren an und mit Mordverdacht endet's. Jungchen, mit Ihnen geht es reichend abwärts!“

„Ja“, seufzte der kleine Rennreiter schuldbewußt.

XIX

Die Nacht war schwer.

Von dem zufällig noch anwesenden Theaterarzt Dr. Settegast wurde Rena Vint in ihrem eigenen Wagen schleunigst heimgeschafft. Frau von Naren und Hanns-Jochen Harwegg begleiteten den Transport und blieben so lange im Salon, bis der Arzt mit Hilfe des Hausmädchens die Kranke zu Bett gebracht und untersucht hatte.

Es dauerte lange, ehe er in die vorderen Wohnräume zurückkehrte.

„Sie sehen mich einigermaßen in Verlegenheit, meine Herrschaften“, berichtete er. „Die Ohnmacht war von ungewöhnlicher Hartnäckigkeit. Ohne die näheren Umstände zu kennen, muß ich sie auf tiefe seelische Erregungen zurückführen. Ich glaube kaum, daß ich mich in dieser Diagnose irre.“

„Ne!“ bestätigte der Paulinenhofer lakonisch, „leider nicht.“

„Jetzt endlich ist Fräulein Vint wieder zu sich gekommen, befindet sich aber in einer Gemütsverfassung, die es verbietet, sie allein zu lassen. Ihrem Personal mag ich sie natürlich nicht anvertrauen, und eine Krankenschwester jetzt tief in der Nacht zu bekommen, hält schwer. Deshalb dachte ich daran, gnädige Frau, wenn vielleicht Sie selbst, die Sie unsere Patientin doch wohl schon vorher persönlich kannten . . .“

(Schluß folgt.)

Ein Frühlingsbesuch beim Haydn.

Von Studienrat Dr. Paul Bülow (Wibek).

In Gumpendorf „bei der Windmühl“ steht inmitten rauchgeschwärzter Fabriken und moderner Binsenhäuser der Wiener Stadt in verträumter Beschaulichkeit Haydns langjähriges Wohnhaus. Es ist jenes in der ehemaligen „kleinen Steingasse“ gelegene Gebäude, das Haydn am 24. August 1793 käuflich erworben und mit Ausnahme der Zeit seiner zweiten Londoner Reise bis zu seinem Tode bewohnt hat. Draußen flutet der hastdurchbebt und geschäftige Werktag; mich aber umfängt bald lichter Sonnenschein, wenn ich für eine kurze Frühlingsweile Einfahrt halte in die trauliche Heimwelt des alten Haydn.

„Zum Haydn“, so grüßt schlicht die Inschrift auf der Stein Tafel über dem breiten Haustor. Verflingendes Rotoko könnten wir das Idyll in Haydns Leben nennen, in das wir nun einmal hineinlauschen.

Aber was ist denn das? Kaum bin ich in den geräumigen Hausflur eingetreten, da hallt mir der Lärm einer riesigen Kinderfahrrad entgegen; von allen Seiten bestaunen sie mich, die kleinen Wiener Maderl und Buben. Ich schaue mich ein wenig ratlos um, da rascheln Schlüssel im ersten Stock, und eine Frau fragt nach meinem Begehr. Dabei weiß sie es natürlich längst, daß ich das Haydn-Museum anschauen möchte. So geht es einige ausgetretene Steintrufen aufwärts, denn hier im ersten Stock soll ja Haydn die vorderen Zimmer bewohnt haben. Ich trete in zwei winzige, zum Hof hinaus liegende Zimmerchen, die heute in ein Haydn-Museum umgewandelt sind; hier überläßt die gute Frau ihren einzigen Gast nun eine Weile seinen Gedanken und Betrachtungen. Diese beiden armseligen Stübchen sind also die Daseins- und Schaffenswelt des Rotokofürsten gewesen. Ja, die Wände könnten uns manch Histrörchen erzählen: hierher flüchtete Meister Haydn, wenn seine zänkische Ehehälfte „Maria Anna Aloysia Apollonia“ ein schlimmes und gefährliches Donnerwetter über ihn hereinbrechen ließ. Hierher zog der Meister auch sonst die Flucht in die Stille schöpferischer Arbeit. Denn seiner Kanthippe war es ja gleichgültig, „ob ihr Mann ein Schuster oder ein Künstler sei“. Während Haydn in den Hinterstübern komponierte, pflegte sie in den prunkvolleren Zimmern zur Gasse hinaus einige Gäste mit üppigen Genüssen ihrer Kochkunst fleißig zu bewirten.

Ja, dieses Hinterstüber! Welch traulich-morgliche Stille umfängt einen an dieser erinnerungstrunkenen Stätte. Da ist es mir, als stiegen vergangene Jahrhunderte herauf, Zeiten dastiger Lebensschönheit und Kunstfülle. Einst hatte man vom Stübchen aus einen schönen Überblick ins Grüne über Wiesen, Gärten und Felder; ein wunderbarer Hauch aus solcher naturbeseligter Rotokobeschaulichkeit weht uns etwa aus Haydns Viedschöpfung „Ein kleines Haus“ entgegen. Heute versperrten leider scheußliche Rückfronten freudeloßer Mietstafeln jeden Fernblick. Aber dafür laßt nun eine andere Sonne durch das Haydn-Haus: es ist jetzt eine Schutzanstalt für pflegebedürftige Kinder in ihm untergebracht. Die Jugend hat sich Meister Haydn zu Gast geladen, und diese fleißig plaudernde Kinderfahrrad schenkt dem sonst so eintönigen Hause den rechten Sonnenchein. Ich lasse aber die fröhliche junge Schar da drüben weiter lärmern und vertiefe mich in die Menge interessanter Erinnerungen dieses bescheidenen Stubenmuseums. An den Wänden hängen Stücke aus der Handzeit, Glaskasten bergen Handschriften und Erstbrude von Kompositionen des Meisters sowie Erinnerungstafeln. Eines dieser Manuskripte erregt meine besondere Aufmerksamkeit: jenes mit Bleistift bekratzte Notenblatt des tauben Beethoven! Und noch ein anderes klebt dort der Besucher bewundernd: das Manuskript der in diesem Raum komponierten österreichischen Volkshymne, die Haydn während seiner letzten Lebenszeit fast täglich spielte. Da steht ja auch noch der kleine, zierliche schwarze Flügel mit seinen fünf Oktaven; wie oft mag ein lustiges Menuett neckisch über seine Tasten dahingetänzt sein. Und welche anderen unsterblichen Herrlichkeiten sind aus diesem unscheinbaren Instrument noch ans Licht gedrungen: in diesem Vostübchen und an diesem Flügel schrieb Haydn seine gewaltigen Oratorien „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“, hier versammelten sich die bedeutendsten Männer jener Zeit, um dem Spiel des greisen Meisters zu lauschen. Hierher pilgerte der junge Beethoven als Haydns lernerfrüher Musikschüler. Im Jahre 1804 besuchte ihn der damals in Wien als Schöpfer des „Freischütz“ sehr gefeierte junge Karl Maria v. Weber, der über diesen Besuch in die Heimat berichtet: „Es ist rührend, die erwachsenen Männer kommen zu sehen, wie sie ihn Papa nennen und ihm die Hand küssen.“ Und wir wissen es, wie Meister Haydn damals Besuche zu empfangen pflegte: da saß er im „Sorgenstuhl“ mit der geruderten, mit Seitenloden gezierten Perücke, welchem Halsband mit goldener Schnalle, weißer, reichgezierter Weste von schwerer Seide, mit stattlichem Jabot, dem braunen Staatskleid, gestickten Manschetten, schwarzseidenen Beinkleidern, weißen leinenen Strümpfen, großen, silbernen Schnallen an den Schuhen.“ Und wie oft mag Haydn seinen Besuchern jenseitigsten würdevollen Aufmerksamkeit erwiesen haben, ihnen die Melodie seiner Volkshymne auf jenem Spinett vorzuspielen.

Verflingendes Rotoko . . .

Wie ist's einsam geworden im Hause der kleinen Steingasse Nr. 34 (heute Handgasse Nr. 19) von ehemals. Nur ein besetzter Kinderjubiläum schwingt sich durch die vergessenen Räume. Ein Märchentraum vom Rotoko spint umfänglich seine goldenen Fäden durch diese Friedensstille. Und es ist schon recht so, daß nur lustige Kinderstimmen zeitweilig diese Verträumtheit aufscheuchen, denn zum Rotoko des alten Haydn gehört nun einmal ein silberhelles, glückfrohes, sorgenloses Kinderlachen.

Ich verlasse das vom Frühlingssonnenglanz umleuchtete Haydnhaus und gedenke mit tiefer Ergriffenheit, wie hier einst des Meisters Lieblingslied seinen Lebensabschied verkündete: Es war am 26. Mai 1808. Ein strahlender Frühlingstag überschimmerte die Wiener Stadt. Und während draußen die Schritte Besatzungsregimenter durch die Straßen dröhnten, schleppte sich der alte Meister zum letztenmal an sein Klavier und spielte seine Volkshymne dreimal hintereinander mit wunderbarem Ausdruck! Das war der künstlerische Abschied eines Kosmogenies vom Leben — fünf Tage später, am Morgen des 31. Mai, hatte Joseph Haydn die gütevollen Augen für immer geschlossen.

So ist die viel zu wenig beachtete Stätte „Zum Haydn“ ein in seinen unsterblichen Erinnerungen weiterträumendes Häuschen im Menschengedächtnis und im Steinmeer der Wiener Stadt; eine Stätte, die dem Wanderer eine unvergeßliche Weile andächtiger Besinnlichkeit schenkt.

Ein märchen schöner Traum vom verklingenden Kosmos und ein lachender Blick aus sonnenhellen Kinderäugen — das ist jetzt dem Gast das beglückende Frühlingserlebnis beim Haydn in der lieben, schönen Donau Stadt.

Musik.

Novelle von Robert Michel.

„Heute abend findet im Hotel Slavo ein Konzert statt.“ Einer sagt es dem andern und man ist voll Erwartung. Denn Musik gibt es wenig in dieser kleinen herzogwinischen Stadt. Die Gusla und Tamburica, die in manchem Dukan gespielt werden, füllen mit ihren schwachen Klängen gerade nur diesen dumpfen, rauchigen Raum aus, der oft Verkaufsladen und Kaffeehaus oder Kaffeehaus zugleich ist. Und wenn die Frau des Gerichtsrats auf ihrem Klavier alte Walzer und Marsche oder gar eine Oper spielt, so klingt es durch die dicken Mauern des Türkenhauses wie ein verlorenes Echo aus anderer Zeit.

Um acht Uhr sind alle beisammen, auf die das Wort „Konzert“ Anziehungskraft üben mußte: Bezirksvorsteher, Doktor, Apotheker, Ingenieure, Beamte und Lehrer. Sie haben auch ihre Frauen mitgebracht. Manche trägt ein neuergerichtetes Kleid halb verlegen zu Schau oder irgend neue Spitzen und Bänder wegen der Außergewöhnlichkeit des Tages.

In einer Ecke des kahlen Gastzimmers steht ein kleiner Tisch, davor drei leere Stühle, dahinter, an die Wand gelehnt, eine Harfe. Da treten die drei Musikanten ein. Der erste, ein kleiner, alter Mann, macht eine schüchterne Verbeugung und geht auf die Harfe zu. Die anderen zwei, Knaben noch, aber größer als er, tragen Violinen in den Händen. Sie bleiben einen Augenblick bei der Tür und mustern den Saal und die Gäste, dann gehen sie, leise tretend, dem Alten nach, der, ein Ohr an den Rahmen der Harfe gelegt, die Saiten prüft.

Nun ist er mit dem Stimmen fertig. Er hebt den Kopf, läßt die Fingerspitzen über die langen Saiten gleiten und aus der Harmonie der tiefen Klänge erklingen nun wie helle Silberglöckchen aus der finsternen Nacht die kurzen hohen Saiten, die er in raschem Lauf berührt.

Im Saal ist es still geworden. Des Alten Finger liegen einen Augenblick lang ruhig auf den Saiten; nun macht er eine Bewegung mit den Händen, als wollte er kostbares austreten, und ein kräftiger, voller Akkord entquillt dem Instrument. Beim nächsten fällt der eine der beiden Geiger ins Spiel. Zaghaft erst, und es ist, als würde die düstliche Melodie der Violine in den überreichen Akkorden der Harfe zunichte werden. Aber dadurch gedrängt, wird das Spiel des Knaben freier, es wächst die Stimme der Violine, eine wilde Melodie ringt sich los und die Töne kommen wie aus einer Wunderquelle. Und je siegreicher die Harfe erklingt, mit desto ursprünglicherer Kraft und Kühnheit, der Unvergleichbarkeit seiner Quelle gewiß, erklingt jeder einzelne Ton der Geige und verschlingt mit der Macht der Gegenwart alle früheren Klänge. Nun setzt der zweite Knabe ein, mit demütigen, einfachen Bogenstrichen. Allmählich belebt sich seine Weise an dem Spiel des andern, nähert sich ihm, bis er plötzlich, wie erwacht, mit einem Jubelton die Führung übernimmt. Und jetzt ist es ein wunderlicher Wechsel: wenn der eine mit neuen, von keinem je vernommenen Melodien emporjauchzt, sekundiert der andere mit unterwürfiger Demut; dann kommt die Reihe wieder an ihn, so selbstverständlich, wie wenn eine Welle schwillt, so selbstverständlich, wie wenn eine Brust sich hebt. Hier stehen nicht mehr zwei Knaben, das sind Männer — in wiegendem Wechsel klingen und Weistler, Sieger und Unterworfener, Herr und Sklave. Das Spiel will sich seinem Ende nähern. Aber der Alte darf es nicht beständig abbrechen, er muß mit seinen Akkorden behutsam die entseßten Weisen der Geiger beschwichtigen,

ihre freien Seelen wie flügge gewordene Vögel erfassen, bis sie wieder die zwei jungen Burschen, die Kinder sind.

Der letzte Ton ist verklungen. Im Saal ist es noch still. Die Frauen sitzen ganz ruhig und halten die Hände im Schoß, und ihre Augen sind von einer Sehnsucht voll, die sonst nicht in ihnen liegt. Die Männer wenden sich einander zu, aber sie sprechen nicht von den Sorgen des Alltags, sie sprechen von Erinnerungen aus jungen Jahren, aus dem Studenten- und dem Junggesellenleben.

Im Fremdenzimmer des kleinen Gasthofs haben sich die drei Musikanten zur Ruhe begeben. Der Schlaf will sich aber nicht einstellen. Der eine der Knaben wirft sich fieberhaft auf seinem Lager hin und her. Sein Körper glüht, seine Zunge ist trocken. Der Alte und der andere Knabe haben sich wieder angekleidet und sitzen beim Bett des Kranken, der sich stöhnend emporbäumt. Jeder von ihnen würde das Leiden auf sich nehmen mögen und muß doch untätig dastehen, unfähig zu helfen. Jetzt ist der Kranke ruhig. Seine Lider sind geschlossen. Sein Gesicht — eben noch war es im Fieberglut gerötet — ist plötzlich weiß wie die getünchte Wand. „Er stirbt“, flüstert der Knabe. — „Ohne ihn gibt es für uns keine Musik mehr — ohne Musik hat unser Leben keinen Sinn“, sagt der Alte, ebenso leise und drückt seine Hände gegen die Augen, um nichts mehr sehen zu müssen.

Da öffnet der Kranke die Lider. Langsam richtet er sich auf, hebt eine Hand und langt nach der Violine, die über dem Bett hängt. Aber der Arm fällt matt auf die Decke zurück. Der andere Knabe nimmt die Geige und hält sie dem Freunde hin. Mit dankbarem Lächeln ergreift er sie und macht Anstrengungen, etwas zu sagen. Der Alte neigt sich über ihn und hält sein Ohr ganz nahe an die Rippen des Kranken. Dann richtet er sich auf, und während er seine Harfe bereitstellt, gibt er dem andern Knaben einen Wink, der ihn versteht und seine Violine zum Spiel ansetzt.

Und mit bebenden Fingern beginnen die Drei ein leises Spiel, so leise, wie das Zittern einer weiten, weiten Stille.

Dem Kranken entsinkt die Geige; da wollen auch die beiden andern aufhören, aber der Sterbende hat sich schon wieder emporgerissen und die Violine erhoben. „Weiter“, röhrt er, und gehorsam greifen die weissen Hände des Alten in die Saiten der Harfe, gleitet der Bogen des Knaben über die Saiten der Geige. Mit letzter Kraft hält der Kranke sein Instrument fest. Manchmal, wenn er merkt, daß die andern ihr Spiel unterbrechen wollen, streicht sein Bogen leise darüber hin; dann können die erstarrten Hände die Violine nicht mehr festhalten, aber die Augen sind auf die beiden Musikanten gerichtet und fordern gebieterisch: „Weiterspielen.“

Und die Beiden spielen, spielen. Anfangs schmerzhaft, verlagend, entsetzt und klagend, allmählich freier werdend, zuverlässiger, heiterer, schließlich, alle Schranken überströmend, Glüdes voll über die unerwartete Freude des Zueinanderfindens in der Musik zu Zweit. Und sie spielen noch, als der erste Strahl der aufgehenden Sonne das Antlitz des Toten mit einer zarten Röte überzieht und das friedliche Lächeln der erstarrten Lippen verklärt.

Diszussion.

Fabel von Willy Grenz.

Rein Lästchen regte sich. Hell und freundlich schien die Sonne. Wärme war und Stille ringsum in weiter Flur.

Ein wildes Kaninchen lag vor seinem Bau und sonnte sich, zu wohliger Mattheit entspannt. Plötzlich reckte es sich auf und spitzte die Lauscher. In höchster Eile kam ein anderes Kaninchen herangerast. Weiter hinter ihm hekten ein paar Jagdhunde.

„Nanu, was ist denn los?“, erkundigte sich Meister Schlappohr bei seinem ganz erschöpften Gefährten und Gast.

„Was los ist? Was los ist?“, jappste der schweratmend. „Ein paar Rötter sind los. Siehst du nicht, daß Windspiele hinter mir her sind?“

„Windspiele? Nein, das sind doch Jagdhunde...“

„Bist du dumm! Windspiele sind es, keine Jagdhunde. Windspiel bleibt Windspiel!“

Und so stritten sich die beiden Kaninchen herum, ob sie es mit Jagdhunden oder Windspielen zu tun hätten.

Unterdessen kamen aber die Hunde heran. Sie fanden ihre Opfer in blinder Diszussion. Aber sie warteten ihr Ende nicht ab. Sie fielen gemeinsam über ihre Beute her und würgten sie so lange, bis ihr Hören und Sehen vergangen waren.

Und so blieb nur eins gewiß: das Resultat der Kaninchen Diszussion in Gestalt von zwei fetten Braten. Die bräunlichen bald in der Pfanne des Jägers. An den hatten die Disputanten nicht gedacht.



Des Kleingärtners Tagewerk im Juni.

Gewedt von der fruchtbringenden Wärme und Feuchtigkeit, tritt gerade jetzt das Werden immer neuen Lebens am üppigsten hervor. Der Wald prangt im herrlichsten Blätter-schmud, und im lichten Vorholz haben Fingerhut und Weidenröschen ihre roten Blüten aufgesteckt. Weiße Streden erglänzen im sattem Gold des Ginsters. Wiesen und Fluren stehen in trauter Farbenfülle. Im Sonnengold bietet die Landschaft in ihrem frischen Frühjahrschmud entzückend schöne Bilder unter dem klaren blauen Himmelsdom.

Auch der Garten steht auf dem Höhepunkt seiner Blütenpracht mit dem Erscheinen der unvergleichlich schönen Rose, dieses wahrhaft göttlichen Geschenkes der Natur. Überall eine entzückende Farbenpracht in anmutiger, harmonischer Mannigfaltigkeit. Aber schon mahnen uns vielfältige Anzeichen an das baldige Dahinscheiden des zartesten und schönsten Frühjahrslebens.

Wenn auch im Garten alles befestigt und in bester Ordnung ist, so harzt unser noch genug Arbeit, die sich hauptsächlich auf die Pflege der heranwachsenden Gewächse erstreckt.

Im Obstgarten ist der Sommerschnitt des Zwergobstes vorzunehmen; er ist ebenso wichtig wie der Winterschnitt, zumal wir den Bäumen unnötige Holztriebe nehmen, für deren Aufbau sehr viel Nährstoffe verbraucht werden. Aus demselben Grunde sind Wasserschosse und Stodausschläge zu beseitigen. Beerensträucher sind bald nach der Ernte zu beschneiden, ältere Stöcke zu verjüngen. Gleichzeitig ist der Boden unter den Sträuchern zu lockern und mit Jauche oder einer wässrigen Lösung des Volldüngers Nitrophoska zu düngen. Stecklinge von Stachelbeeren können von Juni bis August geschnitten und alsbald gesteckt werden. Sie gehen sicherer an, als solche zu einer anderen Zeit gesteckt. Bei den Himbeeren sind nur 4-5 starke Triebe jedem Stod zu belassen, alle übrigen sind zu entfernen. Der Ernteertrag wird dadurch erhöht. Die Ranken der Erdbeeren werden sofort nach der Ernte abgeschnitten soweit sie nicht zur Vermehrung dienen sollen. Bei diesjährigen Bepflanzungen ist der Verband zu lüften oder wenn nötig ganz zu entfernen. Rosen- und Obstweiblinge können schon auf das schlafende Auge veredelt werden. Zuerst kommen die Kirichen an die Reihe, dann Birnen, Zwetschen und im August die Äpfel.

Die Schädlinge sind fortgesetzt im Auge zu behalten und energisch zu bekämpfen. Ende Juni werden die Obstmadenfallen um die Stämme der Obstbäume, deren Früchte gewöhnlich von der Obstmade befallen werden, gelegt. Dazu benützt man Holzwolle oder Werg, lose, lockere Stoffe, die man in etwa 10 Zentimeter Breite rings um den Stamm legt und darüber Packpapier oder Wellpappe bindet. Die Maden, die das herabfallende Obst verlassen, kriechen den Stamm hinauf und verpuppen sich in der angebrachten Falle. Mitte Juli sind die Fanggürtel abzunehmen, die Puppen zu vernichten und neue Fallen anzulegen. Im Herbst sind sie endgültig zu beseitigen und werden am einfachsten verbrannt. Die ersten madigen Früchte werden vernichtet, später können sie, soweit es möglich ist, verwertet werden. Auch die Blausäure tritt bereits an den Apfelbäumen auf. Kleinere Herde reißt man mit einer Erbscholle ab, größere Kolonien vernichtet man rasch und sicher durch Bepinseln mit Petroleum oder Aphidon. Raupennester sind frühzeitig zu zerstören. Um die Wespen zu fangen, hängt man Fangaläer oder weithalsige Arzneigläser, mit Wasser und einem Teelöffel voll Apfelgelee zu einem Drittel gefüllt, in den Bäumen auf. Verdunstetes Wasser ist zu ergänzen.

Im Gemüsegarten muß überall der Boden, wo er durch Regen oder Gießen verkrustet wurde, oberflächlich gelockert und alles Unkraut vernichtet werden. Insbesondere sind die Kohlpflanzen häufig zu gießen und des Öfteren mit flüssigem Dünger zu versehen. Abgeerntete Beete sind alsbald von neuem zu bepflanzen.

Es werden noch Aussaaten gemacht von: Salat, Radieschen, Erbsen, Bohnen, sowie Weißerüben, Winterrettich und Winterendivien.

Aussapflanzen sind: Grün- oder Winterkohl, späte Kohlraben, Rosenkohl, später Wirsing und Endivien auf leergewordene Salats-, Spinat- und Erbsenbeete, die mit Kompost oder Jauche zu düngen sind. Ende Juni ist das

Spargelstehen einzustellen. Nach der Ernte sind die Spargelbeete leicht durchzuhacken und mit nahrhaftem Kompost und Jauche zu düngen. Sobald Melonen und Kürbisse einige Früchte angelegt haben, sind die Zweige einzufürzen. Blühende Küchengewürzkräuter werden abgeschnitten und im Schatten getrocknet. — Erbslöcher sind energisch zu bekämpfen. Die Nacktschnecken fängt man unter Brettern, die man auf die angefeuchteten Beete legt. Hier sammeln sie sich in großer Zahl, wo man sie am andern Morgen ablesen und vernichten kann.

Im Blumengarten stehen die Rosen vor der Blüte. Jetzt sind sie nochmals kräftig zu düngen und feucht zu halten. Ein Düngguss mit dem Volldünger „Nitrophoska“ (30 Gramm auf 1 Liter Wasser) hat sich gut bewährt. Verblühte Rosen sind mit den beiden darunterstehenden Blättern abzuschneiden. Gegen Mehltau besprühe man die befallenen Teile mit einer einprozentigen Solbirlösung sofort nach dem Auftreten, nötigenfalls später wiederholen. Der Rasen ist alle 14 Tage zu schneiden, unkrautfrei zu halten und an heißen Tagen des Abends gründlich zu bewässern. Blumenbeete sind öfters zu lockern, zu jäten und feucht zu halten. Alle Blatt- und Schlingengewächse verlangen häufige Bewässerung und öfters Dünggüsse. B. C.

Die Erdbeerernte beginnt.

Nun geht als erste Frucht, die uns der Garten spendet, die Erdbeere ihrer Reife entgegen. Die Sonnenglut verleiht ihr die leuchtende Farbe, den köstlichen Wohlgeschmack und die feine Würze. Sie gestaltet sich zu einer herrlichen, vornehmen Tafelfrucht aus, die auch den verwöhntesten Gaumen erfreut und befriedigt.

Die Erdbeeren sollten nur in voller Reife, niemals in halbreifem Zustand gepflückt werden, da sie nicht nachreifen und nicht den Wohlgeschmack besitzen, den wir an ihnen lieben. Das Pflücken muß mit großer Vorsicht geschehen. Nie berühre man die Frucht, fasse sie stets am Stiele und kneife sie mit dem Nagel ab. Ebenso sorgfältig lege man sie in ein Körbchen, dabei sollte man gleich verlesen und die beschädigten, angefahrenen, sowie die faulen von den tadellosen Früchten absondern, damit die zarten Früchte nicht zu viel berührt werden. In autgeleiteten Großkulturen werden die Früchte mit einer besonderen Pflüschere abgeschnitten. Das Pflücken muß am frühen Morgen, sobald die Sonne den Tau weggenommen hat, geschehen. Erfolgt das Pflücken später in der Sonnenwärme, dann ist ein guter Teil des Wohlgeschmacks verschwunden. Aus demselben Grunde sind sie bis zu ihrer Verwertung an einem kühlen, dunklen Orte aufzubewahren.

Wer Erdbeeren versenden will, benütze dazu kleine, flache 1/2-1 Kilogramm fassende Deckelförbchen, die jeden Druck der Früchte verhindern. Das solche Körbchen voll zu pflücken sind, damit die Früchte darin nicht hin- und hergeschüttelt werden, dürfte selbstverständlich sein.

Nach der Ernte sind die Erdbeerbeete von Unkraut und den von Pilzen befallenen Blättern zu reinigen, sowie die Ranken zu entfernen, falls keine Vermehrung vorgenommen werden soll. Später ist das Abkranten zu wiederholen. Den Pflanzen erspart man die verbrauchte Nahrung durch eine gute, nahrhafte Komposterde und vergorene Jauche. In trodenen Sommern ist wiederholt zu gießen. —o—

Das „lebende“ Zimmer unseres Hauses soll als Stätte geistiger und körperlicher Entspannung und Gesundheit immer der Garten sein. Dabei bleibt es sich gleich, ob es sich nur um ein kleines, aber gut ausgenutztes Stück Gartenland, oder um ein paar wenige bunte Blumenbeete handelt. Diesen tiefsten Sinn beglückenden Garten- und Blumenlebens einmal selbst unter Führung berufener Kenner praktisch gedeutet zu bekommen, ist mit dem eben erschienenen Farben-Sonderheft des „Praktischen Raigebers im Obst- und Gartenbau“ (Heft 16/1928, Verlag Trowitsch u. Sohn, Frankfurt-Ober) geboten. Das reichhaltige und vielseitige Heft wird mit seinen lebendigen, anregenden Aufzügen, vor allem auch denen zur freudigen Überraschung werden, die der Welt des Gartens und der Blumen bisher noch fremd gegenüberstanden.